

P

OLIVER HILMES

LUDWIG II.

Der unzeitgemäße König

Pantheon

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Copyright © 2013 by Siedler Verlag, München

Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55272-8

www.pantheon-verlag.de

Für Peter

Inhalt

9 Spurensuche

21 KAPITEL I

Der Kronprinz

Unordnung und frühes Leid 26 Alte Fehler 29

Königliches Leben 39 Machtwechsel 47

51 KAPITEL II

König!

Der König und sein Land 52 Das System 59

Auftritt Wagner 65 Der Betrug 76 In der Kolonie 81

Macht und Einfluss 88 Agitation und Agonie 93

Krieg und Frieden 102

113 KAPITEL III

Kabale und Liebe

Eine gute Partie 113 Von Spinatstechern und

Reitknechten 122 Verlobung wider Willen 129

Männersachen 142

155 KAPITEL IV

Die Reichsgründung

Zeitenwende 155 Der Rossober 166 Entscheidung

in Ems 170 Ein Spaziergang mit Folgen 179

Schwarze Kassen 183 Versailles 185 Katzenjammer 192

Cui bono? 201

207 KAPITEL V

Wege in die Einsamkeit

Bayern im Reich 207 Die »Coalition« 216 Königreich unter
Palmen 223 Der kranke Bruder 229 Verhängnisse 239
Lust und Laster 247

255 KAPITEL VI

Gegenwelten

Entfremdung 258 Niedergang 265 Illusionen 278
Luftschlösser 289

307 KAPITEL VII

Wege in die Katastrophe

Gründerkrise 310 Gnade und Ungnade 315
Metamorphosen 331 Leichte Kavallerie 340 Bankrott 345
Am Abgrund 351 Der Sprung 358 Die Staatskommission 366
Tod im See 373

381 **Nachleben**

AN H A N G

397 Dank

399 Anmerkungen

429 Quellenverzeichnis

430 Literatur

439 Personenregister

447 Bildnachweis

Spurensuche

KÖNIG LUDWIG II. VON BAYERN ist eine Erfolgsmarke. Sein Konterfei prangt auf Tassen, Tellern, Gläsern und Krügen, auf T-Shirts, Handtüchern und Bettwäsche, auf Büchern, Postkarten, Feuerzeugen und allen möglichen kitschigen Souvenirs. König Ludwig leiht mehreren Biersorten seinen Namen, und ein Hersteller aus dem schwäbischen Günzburg vertreibt »König Ludwig Feigenkaffee« – 200 Gramm für gut 2,50 Euro.

Jedes Jahr strömen Millionen Touristen zu den von Ludwig erbauten Schlössern Neuschwanstein, Linderhof und Herrenchiemsee. Im Jahr 2012 besuchten alleine über 1,4 Millionen Menschen Neuschwanstein, im Juni 2013 konnte dort seit 1886 der sechzigmillionste Gast begrüßt werden. Linderhof und Herrenchiemsee wurden in der gleichen Zeit von 40 beziehungsweise 35 Millionen Menschen besucht. Doch damit nicht genug, ist Neuschwanstein die beliebteste Sehenswürdigkeit in Deutschland überhaupt. Bei einer internationalen Online-Umfrage der Deutschen Zentrale für Tourismus (DZT) zu »Germany's TOP 100 Must See Sites« landete König Ludwigs »Märchenschloss« vor 700 anderen Attraktionen wieder einmal auf dem ersten Platz.¹

Der König ist en vogue – und der Kult um ihn zahlt sich aus. »Ludwig II. war nicht geisteskrank«, erklärte der bayerische Finanzminister Georg Fahrenschon im Mai 2011 vorsichtshalber, »im Gegenteil, der Freistaat Bayern ist ihm zu Dank verpflichtet!«² Damit traf der Minister den Nagel auf den Kopf. Der tote Monarch ist die sprichwörtliche »Cashcow« des bayerischen Tourismus. Hoteliers, Gastwirte, Souvenirverkäufer, Reiseunternehmer, Bierbrauer, Kaffee-

röster und viele andere mehr leben gut vom berühmten Wittelsbacher. Ohne die florierende König-Ludwig-Industrie sähe es in manchen Landstrichen Bayerns wohl anders aus.

Der im Juni 1886 verstorbene Ludwig II. spült nicht nur enorme Geldsummen in öffentliche und private Kassen, er wirkt auch identitätsstiftend – und das über die bayerischen Landesgrenzen hinaus. Touristen in aller Welt sehen etwa Bilder von Neuschwanstein oder Linderhof – und denken sofort an Deutschland. Ludwigs Schlösser sind Ikonen der Neuzeit, und ihr Schöpfer ist ein Mythos. Nicht anders im Freistaat selbst, wo über sechzig lokale Brauchtumsvereine im »Verband der Königstreuen in Bayern e.V.« zusammengeschlossen sind.

Die meisten »Königstreuen« wollen nicht etwa die Monarchie wiedererrichten, wie sie im Internet versichern: »Unser Bestreben dient lediglich dem Schutz unseres bayerischen Lebensstils und der für uns so typischen Lebensart, die auch von Nichtbayern weltweit geschätzt wird.«³ Die Erinnerung an den Bayernkönig – an den geliebten »Kini« – soll also in einer immer hektischer werdenden Zeit Bodenhaftung verleihen und Orientierung geben. Doch vermag die historische Person Ludwigs II. das wirklich zu leisten? Oder ist es nicht eher eine idealisierte, kitschige Kunstfigur, der so viele Verehrer aus dem In- und Ausland anhängen?

DIE ERFOLGSGESCHICHTE, die König Ludwigs Namen trägt, begann am 13. Juni 1886. An diesem Tag ertrank der Monarch unter ungeklärten Umständen im Starnberger See. Seine drei Schlösser hatte bis zu jenem Sommer vor 127 Jahren kein gewöhnlicher Bürger betreten dürfen, nun kamen die Schaulustigen in Scharen. War der menschenscheue und in strenger Isolation lebende Regent zuletzt nahezu in Vergessenheit geraten, machte der mysteriöse Tod im Wasser ihn über Nacht zum Mythos. Schnell entstanden Gerüchte, dass der König ermordet worden sei. Ein vierzeiliges Stehgreifliedchen – ein sogenanntes Schnadahüpfel – aus der damaligen Zeit lautet:

»Und an Max ham's vogift,
an Ludwig dertränkt,
jetzt steht's nimmer lang o,
wird der Otto aufg'hängt.«⁴

Auf gut Hochdeutsch heißt das so viel wie: Ludwigs Vater Max wurde vergiftet, Ludwig ertränkt – und sein Bruder Otto wird ebenfalls keines natürlichen Todes sterben. »Es war Mord!«, rufen auch die Guglmänner – jener mysteriöse Geheimbund, dessen Mitglieder in einer schwarzen Mönchskutte gehüllt und mit einer Kapuze – »Gugl« – auf dem Kopf bis heute die vermeintliche Ehre ihres Königs verteidigen. Mal verlangen sie »Sargöffnung subito!«, um den Leichnam untersuchen zu können, ein anderes Mal fordern sie einen Lehrstuhl für »Ludwigologie« an der Münchner Universität. Die Guglmänner demonstrieren gegen Autowerbung an der Michaelskirche, in deren Fürstengruft Ludwig seine letzte Ruhe fand, und wünschen eine Umbettung seiner sterblichen Überreste in einen Fenstersarkophag.

Man mag über die rührigen Aktionen lächelnd den Kopf schütteln, gleichwohl zeigt das Beispiel der Guglmänner ein Grundproblem der Auseinandersetzung mit Ludwig II. auf: Wenn man Ludwigs ungeklärtes Ende als alleinigen Bezugspunkt auswählt – wenn man sein Leben sozusagen von hinten nach vorne denkt –, muss die Person Ludwig geradezu zwangsläufig in ein schiefes Licht geraten. Alles läuft dann darauf hinaus, die angebliche Ermordung König Ludwigs II. von Bayern zu beweisen. Stellvertretend für viele fragen dann beispielsweise die Guglmänner: »Warum weilte der Mitarbeiter der Deutschen Abwehr (Bismarcks sehr effizienter Geheimdienst) Philipp Fürst zu Eulenburg an jenem Tag ›zufällig‹ in Starnberg?«⁵ Damit wird angedeutet, dass Reichskanzler Otto von Bismarck bei Ludwigs Tod seine Finger im Spiel gehabt hätte. Doch an der Unterstellung ist alles falsch: Eine Einrichtung mit dem Namen »Deutsche Abwehr« existierte 1886 gar nicht, Eulenburg war kein Fürst – so durfte er sich erst ab 1900 nennen –, er arbeitete ohnehin für keinen Geheimdienst, sondern wirkte bereits seit 1881 als Legationssekretär

an der preußischen Gesandtschaft in München, und – last, but not least – verbrachte er mit seiner Familie seit vielen Jahren regelmäßig die Sommermonate am Starnberger See. Blickt man auf die Fakten, fällt der Vorwurf in sich zusammen.

SO VIEL WURDE MIR SCHNELL KLAR, als ich mich mit Ludwig zu beschäftigen begann: Es existieren gewissermaßen zwei Ludwigs – die Kunstfigur und die historische Persönlichkeit. Doch wie wird man des Menschen Ludwig habhaft, wenn man ein Buch über ihn und nicht über den Mythos schreiben will? Ich musste nach München. Die Gegend rund um den Odeonsplatz darf man getrost zu den feinsten Adressen der bayerischen Hauptstadt zählen. In der Ludwigstraße 14, unweit des Hofgartens, der Feldherrnhalle, der Theatinerkirche und direkt neben dem imposanten Gebäude der Bayerischen Staatsbibliothek residiert das Bayerische Hauptstaatsarchiv. Das weitläufige Bauwerk wurde zwischen 1822 und 1830 im Auftrag König Ludwigs I. von Leo von Klenze für das damalige Kriegsministerium errichtet. Im Zweiten Weltkrieg zerstört, hat man das Ensemble wieder aufgebaut. Die klassizistischen Fassaden sind alt – das Innere des Gebäudes strahlt indes die linoleumartige Ästhetik der 1960er Jahre aus. Im ersten Stockwerk befinden sich die Räume des Geheimen Hausarchivs der Wittelsbacher Dynastie. Hier werde ich der Person Ludwigs näherkommen, so meine Hoffnung.

»Bitte klingeln«, heißt es an der Etagentüre. Auch sonst zeigt man sich zunächst verschlossen. »Die Benützung der Abt. III Geheimes Hausarchiv unterliegt der Zustimmung des Chefs des Hauses Wittelsbach« hatte mich vorab die Homepage des Archivs informiert. Derartige Auflagen waren mir aus meiner bisherigen Arbeit nicht bekannt. Ich war es vielmehr gewöhnt, staatliche Archive uneingeschränkt nutzen zu dürfen, jetzt sollte ich also um Erlaubnis bitten. Die Situation in München stellt sich aber komplizierter dar als in anderen Fällen. Das Geheime Hausarchiv ist zwar eine Abteilung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs – es wird also vom bayerischen Staat verwaltet und finanziert –, das Archivgut gehört aber nicht dem Freistaat, sondern dem Wittelsbacher Ausgleichsfonds. Dabei handelt es

sich um eine 1923 gegründete Stiftung, deren Erlöse auch heute noch dem Unterhalt der Angehörigen des einstigen Herrscherhauses dienen. Wie auch immer: Da für mich von Anfang an feststand, nur ein Buch schreiben zu wollen, das möglichst weitgehend auf Quellenrecherchen basiert, musste ich mich mit den Verhältnissen in der Ludwigstraße wohl oder übel arrangieren. Das Schicksal meines Projektes hing also nun an einem seidenen Faden: Würde der Chef des Hauses Wittelsbach mein Vorhaben genehmigen? Ich war folglich gut beraten, einen wasserdichten Antrag zu formulieren und einzureichen. Wie bei der Bewerbung um eine Arbeitsstelle musste ich eine Mappe, bestehend aus einem Motivationsschreiben, einem Lebenslauf, einer Liste meiner bisherigen Veröffentlichungen sowie mehreren Empfehlungsschreiben, zusammenstellen.

Freunde zogen mich mit dem Rat auf, ich solle mir doch für mein Vorstellungsgespräch im Archiv einen »leichten Sommerstoiber« zulegen – einen jener legendären Trachtenjanker, den Edmund Stoiber bei volkstümlich-legeren Anlässen zu tragen pflegte –, aber so weit wollte ich nicht gehen. Ähnlich weit hergeholt erschien es mir, meinen rheinischen Akzent mit einigen auswendig gelernten Floskeln in bayerischer Mundart zu kaschieren, wie mir andere Freunde mit sichtbarem Spott empfohlen hatten. Ich bezweifle, dass ich es in dieser Disziplin jemals zu passablen Resultaten gebracht hätte. Derartige Maskeraden waren letztlich auch gar nicht nötig, denn mein Antrag wurde nach einigem Hin und Her von Herzog Franz, dem Chef des Hauses Wittelsbach, genehmigt. Damit hielt ich die gewünschte *Carte blanche* in Händen.

Nun blickte ich mit Spannung meiner ersten Recherchewoche in München entgegen. Im Vorhinein hatte ich mysteriöse Andeutungen über Geheimbestände in sprichwörtlichen Giftschränken gehört, die meinen Forschergeist natürlich zusätzlich anstachelten. In der Tat glaubte man offensichtlich lange Zeit, die vornehmliche Aufgabe eines Geheimen Hausarchivs bestehe darin, die Bestände möglichst geheim zu halten. Dafür gab es zunächst auch gute Gründe. Um es drastisch zu formulieren: Man wollte Ludwig vor seinen Anhängern in Schutz nehmen. Aus Sicht der Wittelsbacher galt es, den Miss-

brauch des Archivs durch Hobbyhistoriker, Möchtegernschriftsteller, Schwärmer und Verschwörungstheoretiker zu verhindern. Nicht zuletzt dieser Geschäftspolitik des Geheimen Hausarchivs ist es aber auch zu verdanken, dass seit Ende des Zweiten Weltkriegs zwar viele Hundert Bücher über Ludwig II. erschienen sind, sich darunter aber keine umfangreiche Biographie »von der Wiege bis zur Bahre« befindet, für die die Münchner Bestände zur Verfügung gestanden hätten. Als der bayerische Historiker Ludwig Hüttl Anfang der 1980er Jahre ein Buch über König Ludwig vorbereitete, erhielt er – gewissermaßen selbstverständlich – keinen Zugang: Professor Hüttl musste seine Biographie schreiben, ohne die zentralen Dokumente auswerten zu dürfen.

Doch einige Jahre später hatten sich die Zeiten geändert. Historiker wie Christof Botzenhart, Rupert Hacker und Franz Merta konnten für ihre Arbeiten die Archivalien des Hausarchivs verwenden. So erschienen in den vergangenen Jahren beispielsweise in der *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* wichtige Fachartikel, die sich mit bestimmten Details in Ludwigs Leben befassen – eine Biographie des Königs ersetzen diese Studien gleichwohl nicht. Diese Lücke möchte ich schließen.

Bei meinen zahlreichen Besuchen im Geheimen Hausarchiv wurde ich von Dr. Gerhard Immler, dem Archivdirektor, sowie dessen Mitarbeitern stets freundlich und mit großer Hilfsbereitschaft empfangen. Gelegentlich bat mich Dr. Immler kurz in sein Büro, bevor er mir eine bislang streng vertrauliche Akte aushändigte. Dann wies er mich auf die besonderen Inhalte hin und warb für einen sensiblen Umgang mit den Informationen. Mehr nicht – ich hatte nie den Eindruck, dass man mir etwas vorenthielt.

Es ist für den Historiker immer ein aufregendes Gefühl, die Schnur, die einen Aktenstoß zusammenhält, zu lösen und dann den Deckel zu öffnen. Was wird mich erwarten? Ohne an dieser Stelle zu viel zu verraten: Ich erhielt im Geheimen Hausarchiv einige Konvolute auf den Tisch, die zuvor wohl noch nie ans Tageslicht gekommen waren, darunter Ludwigs Krankenakte sowie die medizinischen Berichte über die Obduktionen seiner Eltern, seines Bruders Otto und

seiner Tante Alexandra. Darüber hinaus las ich hunderte Briefe, Telegramme, Notizen und Befehle – und schimpfte nicht nur einmal über Ludwigs exzentrische Handschrift.

Von besonderem Interesse erschienen mir Ludwigs Tagebücher. Einem Tagebuch vertraut man ja im Allgemeinen solche Dinge an, über die man sonst zu keinem Menschen sprechen kann, darf oder will. Von den Geheimtagebüchern des barocken Londoners Samuel Pepys bis zu den monumentalen Selbstreflexionen Thomas Manns, dem autosuggestiven Gestammel eines Joseph Goebbels oder Nicolaus Sombarts drastisch-exhibitionistischem *Journal intime* – diese Aufzeichnungen gleichen Selbstgesprächen, in deren Verlauf häufig Klartext geredet wird. Auch Ludwig II. verfasste derartig vertrauliche Briefe an die eigene Person. Und doch ist die Ausgangslage hier wesentlich komplizierter als etwa bei Thomas Mann. Die Geschichte von König Ludwigs Tagebüchern ist nicht nur ein echter Krimi, der sich zu erzählen lohnt, sie berichtet auch viel über die verhängnisvolle Rezeption Ludwigs nach dessen Tod.

Am 13. Juni 1858 schrieb Kronprinz Ludwig die erste Zeile in sein Tagebuch – zu diesem Zeitpunkt hatte er sein dreizehntes Lebensjahr noch nicht vollendet.⁶ Der letzte Eintrag datiert vom 7. Juni 1886, sechs Tage später ertrank der König im Starnberger See. Dazwischen liegen 28 Jahre, die von ihm mit variierender Intensität beschrieben werden. Alles in allem füllte er neun Bände mit vielen hundert Seiten. Während die ersten sieben Bände mit den Eintragungen bis November 1869 nach Ludwigs Tod direkt in das Geheime Hausarchiv gelangten – wo sie heute noch aufbewahrt werden –, fielen die Nummern acht und neun mit den Notaten vom November 1869 bis zum Juni 1886 zunächst in die Hände der Staatskommission, die die Absetzung des Königs betrieben hatte. Sie dienten den Beamten als Beweismaterial für die angebliche Geisteskrankheit des Königs. Daraufhin gerieten diese beiden letzten Alben für einige Zeit in den Privatbesitz des Ministers Johann von Lutz und nach dessen Tod 1890 über verschlungene Wege ebenfalls in das Hausarchiv. Dort wurden alle neun Bücher aufbewahrt, bis der gesamte Bestand nach der Revolution 1918 in die Obhut des Reichsarchivs wechselte. Irgendwann

zwischen 1918 und 1923 wurde der letzte Band im Auftrag des Kronprinzen Rupprecht von Bayern vernichtet – die genauen Hintergründe für diese Entscheidung sind nicht bekannt. Im Juli 1936 kehrten die restlichen Papiere in das Geheime Hausarchiv nach München zurück. Der damalige Direktor beging einen verhängnisvollen Fehler, als er den vorletzten Tagebuchband mit den Aufzeichnungen vom November 1869 bis Dezember 1885 in seiner Schreibtischschublade deponierte. Während die Tagebuchbände eins bis sieben im Zweiten Weltkrieg an einem sicheren Ort ausgelagert wurden, verbrannte der achte und vorletzte Band bei einem Bombenangriff Ende April 1944.

Als ob das alles nicht schon verwirrend genug gewesen wäre, erschien 1925 in einem obskuren Liechtensteiner Verlag eine Edition der *Tagebuch-Aufzeichnungen von Ludwig II., König von Bayern*. Beim genaueren Hinsehen handelt es sich dabei um Auszüge der beiden letzten Bände. Doch wie war das möglich? Denn: 1925 befand sich Band acht in sicherer Verwahrung des Reichsarchivs und Band neun existierte seit mindestens zwei Jahren nicht mehr. Handelte es sich bei dem Buch um eine Fälschung? Und wer war der Herausgeber? Auf dem Titelblatt erscheint der Name eines gewissen Edir Grein. Der kuriose Vorname lässt vermuten, dass man es mit einem Pseudonym zu tun hat, und in der Tat versteckte sich hinter »Edir Grein« der Stiefsohn des Ministers Lutz aus seiner dritten und letzten Ehe mit Margareta Riedinger. Als seine Mutter im Juli 1924 verstarb, fand Erwin Riedinger in ihrem Nachlass ein Konvolut mit Tagebuchtexten des Königs, das wiederum von Lutz stammte. Dabei handelte es sich um Originalblätter, die Lutz aus dem Tagebuch offensichtlich herausgetrennt hatte, sowie um Pausen der Autographie. Diese Papiere waren es, die Erwin Riedinger alias Edir Grein in seinem Buch veröffentlichte.

Riedingers Ausgabe basierte also zweifellos auf echten Vorlagen, gleichwohl ist größte Vorsicht angezeigt. Wir haben es nämlich nicht mit einer wissenschaftlich sauber erarbeiteten und fachlichen Ansprüchen genügenden Edition zu tun, sondern mit einem tendenziösen Machwerk. »Der ›Wahnsinn in Purpur‹ tritt uns in den Aufzeichnungen Ludwigs II., die dieses Buch wiedergibt, erschütternd vor

Augen«, heißt es marktschreierisch im Vorwort. »Nicht nur der Psychiater, sondern auch der Laie, der diese Tagebucheintragungen liest, wird zur Erkenntnis kommen, daß sie nur einen Irren zum Verfasser haben können. Und damit fallen alle Vorwürfe, die noch immer wegen seiner Entthronung da und dort erhoben werden, in Nichts zusammen.«⁷ Riedingers Ausgabe verfolgte knapp vierzig Jahre nach Ludwigs Tod das Ziel, dessen Absetzung moralisch zu legitimieren und das Handeln Johann von Lutz' posthum reinzuwaschen. Dabei war dem Stiefsohn jedes Mittel recht. Zum einen veröffentlichte er nur eine bruchstückhafte und einseitige Auswahl von Ludwigs Aufzeichnungen. Aus alten Bestandsverzeichnissen wissen wir, dass der Umfang des 1944 verbrannten Tagebuches rund 400 Blätter betragen haben muss. Diesem Konvolut entnahm Riedinger aber lediglich 33 Blätter, was nur 8 Prozent des ursprünglichen Inhalts entspricht.⁸ Franz Merta wies zum anderen nach, dass der Herausgeber die Texte an vielen Stellen noch zusätzlich verstümmelte. Darüber hinaus konnte Riedinger Ludwigs zugegebenermaßen extravagante Handschrift offensichtlich nicht immer lesen, sodass ihm auch zahlreiche Entzifferungsfehler unterliefen. Und nicht zuletzt verkannte er Ludwigs bildhafte Sprache, da ihm die zahlreichen Zitate, die der König etwa den Werken Richard Wagners oder Friedrich Schillers entnahm, wohl nicht geläufig waren. Ludwigs metaphernreiche Ausdrucksweise verleitete den Herausgeber wiederum zu allerlei absurden Kommentaren über den »Wahnsinn in Purpur«. Alles in allem stellt Erwin Riedingers Tagebuchausgabe eine Karikatur des Originals dar. Er zeichnete ein Zerrbild, das den König als hässlich-verrückte Fratze darstellte. Glücklicherweise standen für die vorliegende Biographie Ludwigs erhaltene Tagebuchbände im Geheimen Hausarchiv zur Verfügung.

Neben der Selbstbespiegelung, die Ludwig in seinen Diarien und Briefen betrieb, existiert auch so etwas wie eine Außenschau auf ihn. Ludwig war als Folge seiner Herkunft immer eine Person des öffentlichen Interesses: Ob als Kind, Jugendlicher oder später als Erwachsener, ob als Kronprinz oder als König, ob in der Kirche, auf dem Oktoberfest, im Theater oder auf einer Ausfahrt – Ludwig wurde von

unzähligen Menschen unentwegt gemustert. Viele seiner Zeitgenossen haben ihre privaten Erinnerungen an den Wittelsbacher notiert und später veröffentlicht, sodass sie uns heute als mitunter wichtige Quellen zur Verfügung stehen.

Darüber hinaus war Ludwig II. aber auch das Objekt einer professionellen politischen Beobachtung. Bei seinem Regierungsantritt 1864 existierten in München siebzehn ausländische Gesandtschaften. Darunter befanden sich die großen europäischen Mächte Preußen, Österreich, Frankreich, Russland, Großbritannien und Spanien, aber auch die Königreiche Schweden, Brasilien, Belgien und der Niederlande bis hin zu kleineren deutschen Ländern wie Hessen oder Hannover. Die jeweiligen Diplomaten verfassten für ihre heimischen Regierungen regelmäßig Berichte über die Münchner Politik, über das Leben im Königreich Bayern, über gesellschaftliche Ereignisse und nicht zuletzt auch über den Monarchen selbst. Diese Depeschen hatten so etwas wie eine seismographische Funktion: Sie mussten Strömungen in der Politik sowie Stimmungen in der Bevölkerung auffangen, bewerten und – falls möglich – weitere Entwicklungen vorhersagen. Das gelang umso präziser, je besser der einzelne Gesandte in München und Bayern vernetzt war.

Der preußische Diplomat Georg von Werthern etwa war ein Meister seines Fachs. Der 1816 geborene Adlige kam nach Stationen in Madrid, Wien, Sankt Petersburg, Athen, Konstantinopel und Lissabon im Frühjahr 1867 nach München, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1888 als Gesandter blieb. »Werthern war durchaus ein Original«, erinnert sich sein Mitarbeiter Philipp zu Eulenburg, »körperlich und geistig beweglich wie ein Jüngling, trug Kleider von seltsamem Schnitt und Hüte von merkwürdiger Form.«⁹ Dass Werthern über zwanzig Jahre auf seinem Münchner Posten blieb, war eher ungewöhnlich, denn normalerweise wurden die Beamten nach einer gewissen Zeit ausgewechselt. Der preußische Ministerpräsident und Reichskanzler Otto von Bismarck – Wertherns Chef – wusste aber, was er an seinem Mann an der Isar hatte. Georg von Werthern verfügte über beste Beziehungen in die bayerische Politik und in die Münchner Gesellschaft. Der exzentrische Diplomat verkehrte am

liebsten in Künstler- und Gelehrtenkreisen, doch verstand er es auch, seine geheimen Kanäle zu den Ministern und Sekretären König Ludwigs II. virtuos zu nutzen. In vertraulichen Hintergrundgesprächen erfuhr er so manches Detail über den König, das Leben am Hof und die bayerische Politik, das Werthern umgehend an seine Vorgesetzten in Berlin meldete. Diese Hintergrundinformationen machen Wertherns politische Depeschen, die ich für diese Biographie vollständig ausgewertet habe, zu überaus wichtigen Quellen. Sehr gut unterrichtet zeigten sich auch die Vertreter der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft, deren Reporte ich in Wien konsultiert habe. Dank beider Überlieferungen – der preußischen wie der österreichischen – lassen sich insbesondere die Vorgänge rund um die Reichsgründung 1870/71 aus zwei unterschiedlichen europäischen Perspektiven beleuchten.

Richtig ist aber auch, dass die diplomatischen Schreiben häufig gespickt waren mit Klatsch und Tratsch. Wer was über wen dachte wurde ebenso thematisiert wie das triste Eheleben bayerischer Minister oder die sinnesfrohen Fehlritte bekannter Würdenträger. Werthern referierte mit vollendeter Ironie über »nackete Bälle« – Sexpartys –, an denen königliche Prinzen in roter Tüll-Tunika und Pumps teilgenommen haben sollen. Selbst die sexuellen Präferenzen König Ludwigs II. fanden, wie wir noch sehen werden, eine erstaunlich offene Diskussion. Georg von Werthern nannte diese pikanten Ausflüge in den Bereich der Plauderei augenzwinkernd »Hofnachrichten«. Viele dieser saftigen Berichte liest man heute wie eine *Chronique scandaleuse* mit atemloser Spannung. Auch wenn sich nicht jede Information als zuverlässig erwies – die Grenze zur üblen Nachrede war naturgemäß fließend –, erfüllten aber auch diese »Hofnachrichten« eine wichtige Funktion und dürfen nicht geringgeschätzt werden.

Bei den verschiedenen Archivbesuchen in München, Berlin und Wien – das Quellenverzeichnis gibt genaue Auskunft – konnte ich gut tausend relevante Dokumente zusammentragen. Viele dieser Briefe, Notizen, Befehle, Depeschen und Tagebucheinträge sind mehrere Seiten lang, sodass dieser Biographie ein Quellenfundament von einigen Tausend Seiten Umfang zugrunde liegt. Oft musste ich

mich aus profanen Platzgründen gegen den Abdruck eines Zitates entscheiden, schließlich ist eine Biographie keine Quellensammlung. Doch sind in dieses Buch auch Informationen eingeflossen, die dem einen oder anderen Zeitgenossen nicht gefallen werden. »Kini«-Verhrer werden mir vielleicht vorwerfen, dass ich mit der Enthüllung delikater Trouvaillen Ludwigs Privatsphäre verletze und dem Denkmal des »Märchenkönigs« dadurch tiefe Kratzer zufüge. Das stimmt – und doch scheint mir dieses Vorgehen alternativlos zu sein. Wenn man das Leben einer Person anhand von Originaldokumenten rekonstruiert, darf es keine Zensur geben. Auch dann nicht, wenn Papiere ans Tageslicht kommen, die vielleicht weniger schöne Seiten des Protagonisten zeigen. Über 120 Jahre nach Ludwigs Tod im Starnberger See sollte es nicht mehr um die Stilisierung des Königs zu einer Kunstfigur gehen, sondern um eine wahrheitsgetreue und gerechte Beurteilung seines Lebens und seiner Herrschaft.

Viele Details der nur gut vierzig Lebensjahre Ludwigs II. berühren und verzaubern, andere schockieren und verstören, und wiederum andere lassen uns ratlos zurück. Wenn man Ludwig aber ernst nimmt, entsteht das neue und faszinierende Bild eines klugen und mutigen Monarchen, eines großzügigen und weitsichtigen Förderers und eines unglücklichen und mit sich selbst hadernden Mannes, der in erster Linie eines war – ein unzeitgemäßer König.

Oliver Hilmes

Berlin, im Juli 2013

KAPITEL I

Der Kronprinz

KÖNIG MAXIMILIAN II. VON BAYERN war ein Ordnungsfanatiker mit einem starken Hang zur Umstandskrämerei. Was sein Vater Ludwig I. im Übermaß besaß – Temperament, Leidenschaft, Selbstbewusstsein, Charisma und Entscheidungsfreude –, ging Max weitgehend ab. Im Gegensatz zu Ludwig, der sich mit Vorliebe als ego-manisches und mitunter polterndes Originalgenie inszenierte, trat sein Sohn den Zeitgenossen steif, still, übertrieben förmlich und unnahbar gegenüber. Angesichts der unterschiedlichen Charaktere mag es kaum verwundern, dass sich das Mit- und Nebeneinander des schillernden Vaters und des vergleichsweise blassen Sohnes zeitlebens als schwierig erweisen sollte. Die beiden fanden einfach keinen Weg zueinander. Noch über seinen 28-jährigen Filius klagte Ludwig: »An meinen Sohn Max darf ich nicht denken, soll ich heiter bleiben.«¹

Dass Maximilian so wurde, wie er war, mag ebenso viel mit seiner Persönlichkeit wie mit seiner Erziehung zusammenhängen, die ganz im Zeichen einer strengen geistigen und körperlichen Züchtigung gestanden hatte. Von Anfang an wurde der im November 1811 geborene Kronprinz im Hinblick auf sein zukünftiges Amt gedrillt; auf die Bedürfnisse eines Knaben nahmen die zumeist lieblos agierenden Lehrer keine Rücksicht. In Max' Worten klang das so: »Mein Inneres war gedrückt und verwundet. Meine im Ganzen gesunde, aber erregbare Körperbeschaffenheit, brachte es mit sich, daß ich Alles um so lebhafter und tiefer empfand. Einer um so verständigeren, mich zum frohen Lebensmuth und Selbstvertrauen erziehenden Leitung hätte ich bedurft, während vielmehr das Gegentheil stattfand.« Der Junge fühlte sich auf das Leben schlecht vorbereitet. Noch als erwachsener

Mann beklagte er sich über die offensichtlich unzureichenden Lerninhalte. »Die Zeit meiner Erziehung war vollendet, und ich war eigentlich nicht erzogen«, gestand er sich mit larmoyanter Aufrichtigkeit ein. »Vielerley hatte ich gelernt und nichts recht. Ich war ohne feste, religiöse Ueberzeugung und Grundsätze.«²

Als junger Mann von achtzehn Jahren zog der Kronprinz im Herbst 1829 zum Studium nach Göttingen und im Jahr darauf nach Berlin, wo er bei so angesehenen Gelehrten wie Friedrich Christoph Dahlmann und Leopold von Ranke Vorlesungen hörte. Nach der Theorie kam die Praxis: Max unternahm in den folgenden Jahren ausgedehnte Bildungsreisen, die ihn nach Österreich und Ungarn, nach Frankreich und England, nach Belgien und in die Niederlande sowie nach Griechenland und immer wieder in das besonders geliebte Italien führten. Er lernte aber auch das eigene Land kennen und besuchte Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Regensburg und das Alpenvorland.

Im Jahre 1835 erkrankte er plötzlich und litt seitdem an starken Kopfschmerzen, deren Ursache aber im Dunkeln liegt. Nach Max' Tod wurde die Leiche zwar seziert – das Sektionsprotokoll, das für diese Biographie erstmals ausgewertet werden kann, gibt in dieser Frage aber leider keinen Aufschluss. Es werden dort keine erkennbaren Zeichen einer Infektion oder einer früheren Entzündung des Gehirns und der Häute erwähnt. Die Ärzte fanden auch keine Hinweise auf eine Atrophie – auf einen Substanzverlust –, ganz im Gegenteil beschrieben sie in ihrem Bericht ein »wohlgeformtes und großes Gehirn«.³ Wie auch immer, das mysteriöse Leiden muss so schlimm gewesen sein, dass sich im Laufe der Zeit seine Persönlichkeit veränderte: Max wurde übertrieben skrupulös, und die körperlichen Qualen lähmten seine Entschlusskraft zeitweise bis zur Apathie.

Da der bayerische Kronprinz ein Zauderer war, tat er sich auch mit der Brautwahl nicht leicht. Hochzeiten in Königshäusern hatten in der Regel wenig mit Liebe und viel mit dynastischen Zwängen zu tun. Es ging um Macht, um politischen Einfluss und um die Thronfolge, schließlich sollte aus der Verbindung der nächste Regent erwachsen. Royale Ehen wurden von den Familien arrangiert – persönliche Zuneigung oder gar romantische Liebe spielten nur eine

untergeordnete Rolle; im Idealfall waren sich die Brautleute nicht unsympathisch.

Die mangelnde Entschlusskraft des bayerischen Kronprinzen machte diesen schwierigen Prozess sicher nicht einfacher. Und so warb Max erst mit dreißig Jahren – für die damalige Zeit also vergleichsweise spät – um die Hand einer jungen Dame. Seine Wahl fiel auf Marie von Preußen. Die erst sechzehnjährige Prinzessin war das, was man damals eine gute Partie nannte. Sie war jung und gesund genug, um den dynastischen Reproduktionspflichten entsprechen zu können, sie war anmutig und hübsch, was gerne gesehen wurde, und sie stammte aus dem wichtigen preußischen Herrscherhaus. Darüber hinaus war sie wie ihre zukünftige Schwiegermutter evangelisch, was man als freundliches Zeichen an die protestantisch geprägten Landesteile Bayerns deuten konnte. Eine Liebeshochzeit war es wohl alles in allem nicht, wie Max' und Marias Sohn Ludwig Jahre später seinem Hofsekretär erzählte: »Seine Mutter habe den König geheiratet, weil er ein Schloß bei Tirol gehabt u. er sie, weil er ihre Schwester liebte. Sonst hätte sie den Herzog von Koburg genommen.«⁴

Die Hochzeitsfeierlichkeiten begannen am 5. Oktober 1842 und dauerten genau sieben Tage. Da die Brautleute verschiedenen Konfessionen angehörten, wurden zwei Trauungen nötig. Nach der evangelischen »Prokurativ-Trauung« im Berliner Schloss, bei der Max nicht anwesend war und von Prinz Wilhelm – dem späteren Kaiser Wilhelm I. – vertreten wurde, brach Marie in ihr neues Leben nach Bayern auf. Die Reise geriet zum Triumphzug: Ob in Bayreuth, Amberg, Schwandorf, Regensburg, Landshut oder Freising – überall wurde die zukünftige Königin herzlich begrüßt und von der Bevölkerung bejubelt. In München angekommen, fand in der dortigen Allerheiligen-Hofkirche am 12. Oktober 1842 die katholische Trauung statt. Max hatte nun endlich seine Frau – und Bayern eine Kronprinzessin.

ALLER ANFANG WAR SCHWER – auch für Marie. Sie war jetzt Teil einer neuen Familie und musste sich mit ihrem neuen Leben in einer für sie neuen Stadt erst noch arrangieren. Als Kronprinzessin verfügte

sie über einen eigenen Hofstaat, der sieben Personen zählte. An der Spitze stand die Oberhofmeisterin Euphrosine von Pillement – »eine ganz verwiterte, kleine alte Dame« –, der die sittliche Reinheit der knapp Siebzehnjährigen offensichtlich sehr am Herzen lag. Sie soll Marias Gesellschafterinnen angewiesen haben, »beim Vorlesen von Romanen und Novellen das Wort ›Liebe‹ stets durch ›Freundschaft‹ zu ersetzen.«⁵ Doch trotz dieser Schonung lernte Marie die körperliche Seite des Ehelebens augenscheinlich schnell kennen. Nachdem sie bereits im Frühjahr 1843 eine Fehlgeburt erlitten hatte, wurde sie Ende 1844 erneut schwanger. Am frühen Morgen des 25. August 1845 brachte Marie nach gut zwanzigstündigen Wehen im Grünen Salon von Schloss Nymphenburg einen Jungen zur Welt. Bereits am nächsten Tag taufte man ihn auf den Namen Otto Friedrich Wilhelm Ludwig. Da der Kleine am Geburtstag des königlichen Großvaters das Licht der Welt erblickt hatte, nannte man ihn fortan Ludwig. Da war er also: Erbprinz Ludwig, später besser bekannt als König Ludwig II. von Bayern.

»Der Augenblick, wo das Kind den ersten Schrei that, war ein herrlicher«, schrieb Max einige Tage später an einen Verwandten. »Es ist doch ein prächtiges Gefühl, Vater zu sein.«⁶ Aber war der Kronprinz überhaupt der Erzeuger seines Sohnes? Die Frage klingt zunächst paradox, sie ist aber doch einer kurzen grundsätzlichen Überlegung wert. Die Zweifel an Maxens Vaterschaft gehen im Wesentlichen auf das Gerede zurück, dass der Kronprinz an einer Geschlechtskrankheit gelitten habe und daher zeugungsunfähig gewesen sei. Da aber ein Stammhalter gebraucht wurde, so die wabernden Gerüchte, habe sich der erotisch versierte Ludwig I. höchstpersönlich seiner Schwiegertochter angenommen. Eine andere Fama besagt, dass Max' Adjutant Ludwig von und zu der Tann diese staatstragende Aufgabe übernommen habe. Das behauptete im Herbst 1991 der angesehene Historiker Karl Bosl – Belege für seine steile These lieferte er indes nicht.⁷ Gelegentlich wird auch König Ludwigs Kammerdiener Giuseppe Tambosi als möglicher Kindsvater genannt. Bei dieser Version der Geschichte (»dem Tambosi sei' Bua'«) musste die arme Marie aber zuvor mit Wein betrunken gemacht werden – offensicht-



*Die bayerische Königsfamilie: König Maximilian II.
mit seiner Frau Königin Marie und den Söhnen Ludwig
(links) und Otto, 1860.*

lich war der damals knapp fünfzigjährige Italiener ihr sonst nicht zumutbar.

Um es deutlich zu sagen: Für diese Lesarten gibt es keinerlei überzeugende Beweise – weder für das Vorliegen einer Geschlechtskrankheit bei Max (im Sektionsprotokoll wird dazu nichts erwähnt) noch für das beherzte Eingreifen fremder Herren. Wir haben es vielmehr mit Gerüchten zu tun, die von Generation zu Generation weitergegeben werden und die immer aufs Neue das Sensationsbedürfnis des Publikums bedienen. Der preußische Diplomat Georg von Werthern hatte seine eigene Erklärung für das eifrige Kolportieren zwielichtiger Legenden: »Es gibt wohl keinen Ort in Deutschland«, lästerte er vor gut 140 Jahren, »in welchem die absurdesten Gerüchte mit größerer Bereitwilligkeit aufgenommen & verbreitet werden als in München.«⁸

Unordnung und frühes Leid

DER KLEINE LUDWIG wurde unmittelbar nach seiner Geburt einer Amme zum Stillen übergeben. Das war damals in gehobenen Kreisen durchaus üblich – und zwar unabhängig davon, ob die leibliche Mutter stillen konnte oder nicht. Ludwigs Amme war eine stark übergewichtige Bäuerin aus Miesbach, von der man offensichtlich glaubte, dass sie den Säugling besonders gut mit allen wertvollen Nährstoffen versorgen könnte. Selbstverständlich wurde das königliche Baby regelmäßig vom Leibarzt der Familie Franz Xaver von Gietl untersucht. Es mangelte also vordergründig an nichts, und so entwickelte sich Ludwig zunächst prächtig, wie Marie den Doktor im November wissen ließ: »Der Kleine ist so wohl wie uns möglich, er lacht viel u. ist sehr munter.«⁹

Wenige Monate später fand die Familienidylle ein vorläufiges Ende. Aus Berlin erreichte das Kronprinzenpaar die schlimme Nachricht, Maries Mutter Prinzessin Marianne von Preußen sei schwer leidend. Es stehe nicht gut um die 61-Jährige, hieß es, und es sei besser, sich auf das Unvermeidbare vorzubereiten. Während Marie und Maximilian Ende Februar 1846 in Richtung Berlin abfuhren, ließen sie Ludwig bei der Amme zurück; die beiden sollten möglichst schnell nachreisen. Da jedoch an der Spree die Masern grassierten, nahm man von diesem Plan rasch wieder Abstand. Marie war traurig und vermisste ihr Kind sehr. »Nun darf er hoffentlich bald herkommen, die Masern nehmen sehr ab«, schrieb Marie Mitte März 1846 an Gietl. »Heut ist der 15te von dem Tage an, sagten Sie, dürfte er reisen, das Wetter ist jetzt noch gut, der Kleine wohl, also hoffe ich Sie bringen ihn bald, denn ich habe große Sehnsucht nach ihm und kann es nicht erwarten ihn Mama zu zeigen, der es leider nicht gut geht, etwas besser Gottlob doch als am Mittwoch, wo wirklich Gefahr vorhanden war und wir große Angst hatten.«¹⁰

Marie und Max hatten indes die Rechnung ohne den Großvater gemacht. König Ludwig verbot Gietl kurzerhand, seinen Enkel nach Berlin zu bringen. Das sei zu gefährlich, entschied das Familienoberhaupt, man dürfe kein Risiko eingehen. Erst nach gutem Zureden des

Doktors änderte Ludwig im April seine Meinung. Marie konnte die Ankunft ihres Kindes kaum erwarten: »Ich hoffe, daß die Nachtquartiere des Kleinen doch immer recht durchgeheizt werden auf der Reise, Sie fragen wohl für Alles?«¹¹

Während die Mutter sich auf das Wiedersehen mit ihrem Sohn freute, erkrankte dessen Amme völlig unerwartet so schwer, dass sie innerhalb kurzer Zeit starb. Professor Gietl glaubte zunächst, dass die Bäuerin an Typhus gelitten habe, wofür sich aber bei der eilig angeordneten Obduktion keine Hinweise finden ließen. »Das Fieber und der Tod sind wohl die Folge einer Zersetzung des übermäßigen Fettes und wohl auch der Milch gewesen«, schrieb der Doktor später in einem Bulletin, »und es war das was man gewöhnlich Milchversetzung auf das Gehirn nennt.« Mit dieser Formulierung beschrieb man damals einen Selbstvergiftungsprozess des Körpers, der durch einen Abszess an einer Brust und durch das Nicht-Abfließen der Milch ausgelöst werden konnte. Ob die Bäuerin wirklich an einer bakteriellen Vergiftung starb, lässt sich heute aber nicht mehr zweifelsfrei feststellen. Ebenso denkbar ist, dass die Amme an Meningitis litt. Bei der Untersuchung von Ludwigs Gehirn fand man Jahrzehnte später klare Belege für eine überstandene Hirnhautentzündung. Es wäre also gut möglich, dass sich Ludwig als Baby bei seiner Amme angesteckt hat. Gesichert ist, dass es nach dem Tod der Amme auch den Kleinen schwer erwischte. Franz Xaver von Gietl: »Das Kind verfiel darauf in Diarrhö und Erbrechen mit starkem Verfall. Ein paar Monate darauf bekam es Convulsionen mit so starkem Einsinken der Fontanellen, daß die größte Lebensgefahr eintrat. Doch diese beiden Krankheiten wurden überwunden, und das Kind begann dann bald darauf sichtlich zu gedeihen.«¹²

Marie hatte von der Katastrophe, die sich während ihrer Abwesenheit ereignete, lange Zeit keine Ahnung – offensichtlich wollte man sie schonen. Als die Kronprinzessin nach gut fünf Monaten im Juli 1846 nach Bayern zurückkehrte, hatte ihr Sohn körperlich das Schlimmste hinter sich, was an ein Wunder grenzt, denn für die meisten Kinder verlief eine Meningitis damals tödlich. Die kleinen Patienten, die Glück hatten und nicht starben, behielten oft Schäden

zurück. Doch daran – auch an die emotionalen Folgen dieser Krise – dachte Marie nicht. Sie dankte dem lieben Gott, dass ihr Ludwig dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen war.

Wenige Wochen später traf eine Frau in München ein, die das Wittelsbacher Königshaus gehörig durcheinanderwirbeln sollte. König Ludwig I. von Bayern war bekannt als leidenschaftlicher Mann, der das Schöne liebte. In den knapp 23 Jahren seiner Regentschaft entstanden Museen, Kirchen und Paläste, er schuf Theater, Denkmäler, Bibliotheken und Universitätsgebäude und erfand gewissermaßen nebenbei das weltberühmte Oktoberfest. Doch Ludwig förderte nicht nur die schönen Künste – er verehrte auch schöne Frauen, deren Porträts er in einer »Schönheitengalerie« sammeln ließ. Die Liste seiner außerehelichen Affären ist entsprechend lang. Mit der Marquesa Marianna Florenzi unterhielt er über vierzig Jahre lang eine intensive und zeitweise wohl auch intime Beziehung. Es ist gut möglich, dass Mariannas Sohn Ludovico (!) königlich-bayerischer Lendenkraft entsprang. Ludwigs Ehefrau Therese, mit der er seit 1810 verheiratet war, ertrug die Eskapaden ihres Mannes meistens in stillem Gleichmut.

Einer Frau jedoch wäre Ludwig besser aus dem Weg gegangen: Maria de los Dolores Porrys y Montez, alias Lola Montez. Die fünf- undzwanzigjährige Tänzerin sei in Sevilla geboren, behauptete sie, doch das war, wie so vieles in ihrem Leben, frei erfunden. Señora Montez hieß eigentlich Elizabeth Rosanna Gilbert, stammte aus Irland und war eine waschechte Hochstaplerin. Am 7. Oktober 1846 stand sie dem sechzigjährigen Ludwig in einer Audienz gegenüber, und bereits kurze Zeit später war der Monarch ihr hoffnungslos verfallen. In seiner Verliebtheit beschrieb der König sich als Vesuv, der als erloschen gegolten habe und nun wieder ausgebrochen sei. Ludwig hofierte die Montez hemmungslos, verlieh ihr einen Adelstitel – und machte sich zum Gespött seines Volkes. Berühmt wurde ein Bonmot, das Ludwig dem Münchner Erzbischof Karl August von Reisach entgegengehalten haben soll, als der ihn zur Keuschheit ermahnte: »Bleib er bei seiner Stola, ich bleib bei meiner Lola!«

König Ludwigs Liebeskapriolen fielen in eine politisch bewegte Zeit. Ende der 1840er Jahre gäerte es in Europa: Enttäuschte politische

Hoffnungen, soziale Spannungen, hohe Arbeitslosigkeit und Hungersnöte bereiteten vielerorts den Boden für eine Revolution. Im Februar 1848 musste der französische König Louis-Philippe auf Druck der Straße abdanken, und es wurde die Zweite Republik ausgerufen. Der Sturz des »Roi Citoyen« wirkte wie ein Fanal, und ausgehend von Baden und der Pfalz, erfasste die Revolution nun auch Deutschland. Pressefreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Schwurgerichte, Parlamentarisierung und ein auf die Verfassung vereidigtes Militär waren die Forderungen der Stunde.

In Bayern trafen die Demokraten auf einen liebestollen Monarchen, der sich nur sehr widerwillig auf Zugeständnisse einließ. Zwar berief Ludwig I. am 11. März ein neues Kabinett mit einem liberalen Innenminister, doch sein Einlenken kam zu spät. Das Volk hatte genug von seinem König, es wollte ihm seine Fehler, insbesondere dessen Hingabe an Lola Montez, nicht länger nachsehen. Er musste gehen. Am 20. März 1848 dankte König Ludwig I. zugunsten seines Sohnes Maximilian ab. Mit diesem Schritt retteten die Wittelsbacher die Monarchie in Bayern: Die Revolution sollte bald in die Defensive geraten und scheitern.

Von den dramatischen politischen Vorgängen jener Jahre bekam der noch nicht dreijährige Kronprinz Ludwig naturgemäß nicht viel mit. Erst viel später wird er erfahren haben, dass sein Großvater 1848 der einzige deutsche Fürst war, der als Folge einer demokratischen Bewegung seinen Thron verlor. Diese Tatsache trug sicher dazu bei, dass der spätere König Ludwig II. eine tiefe Abneigung gegenüber jeder Form von Mitsprache und Parlamentarismus hegte. Den Rest erledigte die Erziehung.

Alte Fehler

DIE ERZIEHUNG DES KRONPRINZEN und seines im April 1848 geborenen Bruders Otto lag in den Händen von Gouvernanten, Privatlehrern, Militärs und Geistlichen. Eine besonders wichtige Rolle spielte die 1814 geborene Kinderfrau Sybilla Meilhaus, die Ludwig

von seinem ersten bis zum neunten Lebensjahr betreute. Meistens war er mit »Millau«, wie Ludwig die Erzieherin nannte, alleine. Dann las sie ihm aus der Bibel vor – etwa die Geschichte der Samariterin –, und er spielte die Szenen nach; gerne kostümierte er sich auch als Klosterfrau. Kontakt zu anderen Kindern hatte er nur sonntags, wenn gleichaltrige Adelige eingeladen wurden. Manchmal spielten die Jungen Soldat und Krieg, doch viel lieber stellte Ludwig die Fronleichnamsprozession dar. Mit klerikaler Attitüde hielt er die Monstranz hoch und schritt dem Festzug stolz voran. Es waren weitgehend unbeschwerte Jahre, an die Ludwig sich auch als erwachsener Mann noch gerne erinnerte. Später schied »Millau« aus dem Hofdienst aus und heiratete den Freiherrn August Ludwig von Leonrod. Sie starb im April 1881, und Ludwig widmete ihr auf dem Augsburger Friedhof ein Grab, dessen aufwändig gestalteter Stein die Inschrift trägt »der treuen Pflegerin seiner Kinderjahre«. Als König Ludwigs damaliger Kabinettssekretär Friedrich von Ziegler davon erfuhr, schüttelte er den Kopf: »Der theuren Verzieherin« sei passender, spottete er.¹³ Denn das war die Kehrseite von Ludwigs unbeschwerter Kindheit: Die Meilhaus verhätschelte ihren Zögling und gab ihm schon früh das Gefühl, als Kronprinz etwas Besonderes und Besseres zu sein.

Am 1. Mai 1854 übernahm Theodor Graf Basselet de La Rosée Prinz Ludwigs Erziehung. Der 52-jährige Generalmajor machte die Bevorzugung zum System. Er impfte seinem Schüler unterschwellig einen gewissen Hochmut ein: dass er als Kronprinz die zukünftige Nummer eins sei, dass er sich nicht zu sehr mit Bürgerlichen einlassen und die Lakaïen nur ganz kurz grüßen solle und dergleichen mehr. Ludwig übernahm dieses Rollenbild augenscheinlich sehr gerne. Selbst sein Bruder Otto musste hinter den Älteren zurücktreten. Aus Ludwigs zwölftem Lebensjahr datiert eine vielsagende Anekdote, die verschiedentlich dokumentiert ist. Beim Spielen warf Ludwig den kleinen Otto zu Boden, »setzte ihm sein Knie hart auf die Brust, drückte ihm sein Taschentuch auf den Mund und rief mit gebieterischer Stimme: »Du bist mein Untertan. Du sollst mir gehorchen! Ich werde einmal dein König sein!«¹⁴ Einer anderen Überlieferung zufolge soll Ludwig erklärt haben, seinen Bruder hinrichten



Die kleinen Prinzen Ludwig und Otto brechen 1860 zu einem Ausflug auf. Die Anzüge sind noch zu groß, und die Wanderstöcke überragen die Jungen um Haupteslänge.

zu müssen. Ein Hofbeamter ging dazwischen und konnte Schlimmeres verhindern. Als Max von dem Zwischenfall erfuhr, setzte es Ohrfeigen.

Im Unterschied zu Prinz Wilhelm von Preußen – dem späteren Kaiser Wilhelm II. –, der sein Abitur 1877 auf dem heutigen Friedrichsgymnasium in Kassel ablegte, besuchte Ludwig nie eine öffentliche Schule. Er wurde in der Münchner Residenz und in Schloss Nymphenburg privat unterrichtet. Neben Graf de La Rosée zählten Baron Emil von Wulffen, Major Carl von Orff, Gymnasialprofessor Franz Steininger, Domdechant Georg Carl Reindl und einige andere Herren mehr zu seinen Lehrern. Im ideellen Mittelpunkt standen christliche Tugenden wie Gottes- und Nächstenliebe, aber auch Werte wie Aufrichtigkeit, Fleiß, Genügsamkeit und Selbstachtung.

Aus dem Jahre 1859 ist ein Stundenplan überliefert, der heutigen Pädagogen als Dokument des Schreckens erscheinen dürfte. Die »Tagesordnung für den Kronprinzen«, wie das Papier überschrieben

ist, begann von Montag bis einschließlich Samstag jeden Morgen um 5.30 Uhr mit dem Anziehen und dem Frühstück und endete um 19 Uhr mit Lektionen in Schwimmen, Fechten oder Turnen. Dazwischen lagen im täglich wechselnden Stundenrhythmus Unterrichtseinheiten in Deutsch, Französisch, Latein und Griechisch, in Geometrie, Mathematik und Geschichte sowie in Religion, Zeichnen, Kalligraphie, Reiten und Tanzen.¹⁵ Pausen gab es nur beim Mittagessen sowie bei den Fahrten zwischen der Residenz und dem Schloss Nymphenburg. Alles in allem hatte der vierzehnjährige Ludwig an sechs Tagen in der Woche ein gut dreizehnstündiges Curriculum zu durchstehen – und das oftmals mit knurrendem Magen. Es gehörte zu den Absonderlichkeiten dieser Erziehung, dass man die Kinder bei Tisch knapp hielt. Als Teenager war Ludwig jedenfalls froh, wenn einer der Köche oder Diener ihm heimlich ein Butterbrot zusteckte. Für einen vollen Magen war in diesem gehetzten Leben ebenso wenig Platz wie für kindliche Kurzweil.

Auch die wenige freie Zeit, die Ludwig zur Verfügung stand, sollte möglichst sinnvoll genutzt werden. Mit knapp dreizehn Jahren, am 13. Juni 1858, schrieb Ludwig die erste Zeile in sein Tagebuch. Das Führen eines »Journal intime« ist Arbeit am Ich, formende Suche nach Identität anhand der Leitfragen: Wer bin ich? Und mehr noch: Wer will ich sein? Im Hause Wittelsbach hatte diese Selbstbespiegelung Tradition. Ludwigs Mutter Marie schrieb Tagebuch, Großvater Ludwig I. notierte Jugenderinnerungen, und Vater Max II. verfasste Memoiren. Wir dürfen also vermuten, dass der junge Ludwig nicht ganz freiwillig zu Papier und Feder griff. Das Tagebuchführen war vielmehr Teil des Erziehungsprogramms, denn mittels der Aufzeichnungen sollte der Kronprinz sein Gewissen erforschen und sich selbst kontrollieren lernen. Mehr als einmal forderte Theodor Graf Basselet de La Rosée seinen Zögling auf, auf diese Weise Rechenschaft abzugeben: »Aber sagen Sie mir, haben Sie denn Ihrerseits auch etwas gethan, um sich all des Guten, das Sie Gott und Ihren Eltern verdanken, würdig zu machen? Beantworten Sie diese Frage sich selbst, aber gewissenhaft.«¹⁶ Die Grenze zur Gesinnungsschnüffelei war augenscheinlich fließend.

LUDWIGS VATER MAX hatte als junger Mann – wie bereits geschildert – eine ähnlich strenge Ausbildung über sich ergehen lassen müssen, und er hat darunter zeitlebens gelitten. Man sollte also vermuten, dass er alles daransetzen würde, den eigenen Kindern derartig traumatische Erfahrungen zu ersparen. Doch das Gegenteil war der Fall: Ludwig und Otto wurden ebenso unnachgiebig erzogen, wie er selbst es erlebt hatte. Dabei hatte Ludwig das Glück, mit den meisten Lehrern gut auszukommen. Als Graf de La Rosée im April 1864 im Sterben lag, besuchte Ludwig ihn mehrfach, was er wohl kaum getan hätte, wenn nicht eine gewisse persönliche Sympathie vorhanden gewesen wäre. Falsch an dieser Art von Pädagogik war zum einen der Anspruch, unter allen Umständen allumfassend und elitär sein zu müssen. Es ging ja nicht nur um die Erziehung eines jungen Menschen, sondern auch um die Ausbildung des zukünftigen Herrschers. Zum anderen wurde Ludwig nicht individuell und seinen Neigungen und Talenten entsprechend gefördert, er wurde mit möglichst viel Wissen aus möglichst vielen Bereichen torpediert. Diese Informationsflut konnte er aber nicht verarbeiten, sodass bei ihm – wie schon bei seinem Vater Max – das peinliche Gefühl der Halbbildung zurückblieb.

So verfehlt uns das alles heute auch erscheinen mag – vor gut 150 Jahren war diese Art von Erziehung der Standard in den vornehmen Kreisen. Letztlich ist es aber völlig unerheblich, dass zahllose andere junge Männer zeitgleich ein ähnliches Schicksal zu erleiden hatten. Bei der Rekonstruktion von Ludwigs Biographie kann uns im Grunde auch gleichgültig sein, dass man damals die besten Absichten verfolgte. Beschäftigen müssen uns vielmehr die ganz individuellen Folgen, die diese Erziehung für den Prinzen hatte. Ludwig selbst beschrieb seine Kindheit als »eine Kette demütigender Peinigungen«. Wichtig ist nicht, ob das der Wahrheit entsprach, sondern dass er es so empfand. Er selbst brachte seine Gefühle gut auf den Punkt: »Nicht, daß ich schlechter behandelt worden wäre, als man mit Kindern gewöhnlich umzugehen pflegt. Aber meine Natur war so ungleich der von anderen Kindern, daß Dinge, die andere gar nicht bemerken, mich zutiefst kränkten.«¹⁷

Ludwig fühlte sich von seiner Umgebung unverstanden. Kein Wunder, dass es zwischen ihm und seinen Eltern schon früh zu einer Entfremdung kam, die dadurch noch verstärkt wurde, dass er sich ihnen nicht unbefangen nähern konnte. Der Kontakt zwischen Kind und Eltern wurde durch die höfischen Usancen bestimmt, und in der Regel sah Ludwig Vater und Mutter ein- oder zweimal täglich bei den Mahlzeiten, wobei nicht selten Gäste anwesend waren. Nur in den Ferien gestaltete sich das Miteinander etwas zwangloser. Hinzu kam jedoch, dass Max, kühl und gehemmt, wie er nun einmal war, aus seiner Haut nicht herauskonnte. Wenn er überhaupt mit seinen Söhnen sprach, dann im professoralen Tonfall. Als er einmal auf einer Reise im März 1854 von Ludwig und Otto Post erhielt, antwortete er geschäftsmäßig: »Liebe Söhne, erhaltet meinen Dank für Eure lieben, sehr schön geschriebenen Briefe und Gedichte; sie machten mir Freude.«¹⁸ So schrieb ein Vater seinen acht- und fünfjährigen Kindern!

Max hatte seinem Ältesten nicht viel zu sagen, was sich auch nicht änderte, als Ludwig schon ein junger Mann war. Als Max' Sekretär Franz von Pfistermeister ihm einmal vorschlug, den fast volljährigen Kronprinzen auf seinen täglichen Morgenspaziergang im Englischen Garten mitzunehmen, zuckte der König mit den Schultern und sagte: »Was soll ich mit dem jungen Herrn sprechen? Es interessiert ihn nichts, was ich anrege.«¹⁹

Ludwig wiederum glaubte sich von seinem alten Herrn nicht akzeptiert und schlecht behandelt; die Wunden waren auch über zehn Jahre nach Max' Tod noch nicht verheilt. Im Dezember 1875 klagte König Ludwig II. seinem Freund Kronprinz Rudolf von Österreich: »Du bist sehr zu beglückwünschen, eine so durch und durch ausgezeichnete, verständnißvolle Erziehung genossen zu haben, ein Glück ferner ist es auch, daß der Kaiser persönlich so lebhaft für Deine Ausbildung Sich interessirt, bei meinem Vater ist dieß leider ganz anders gewesen, stets hat er mich de haut en bas [herablassend] behandelt, höchstens en passent einiger gnädiger, kalter Worte gewürdigt, diese eigenthümliche Art u. sonstige Erziehungsmethode wurde aus dem sonderbaren Grunde beliebt, weil es bei seinem Vater ebenso gehalten wurde.«²⁰

Kaum besser stand es um das Verhältnis der Jungen zu ihrer Frau Mama. »Sie besuchte sie zwar häufiger in ihren Zimmern«, so Pfistermeister, »wußte sich aber nicht mit ihnen abzugeben, wie Kinder es eben verlangen. Das zog die Söhnchen auch nicht an die Mutter.«²¹ Empfund Ludwig seinen Vater als kalt und abweisend, nahm er seine Mutter als ungebildet und dumm wahr. Das erscheint reichlich ungerrecht, denn platt oder gar gewöhnlich war Marie sicherlich nicht. Sie muss eine große Herzensbildung besessen haben, denn wer sie näher kennenlernte, zeigte sich ob ihres freundlichen und leutseligen Charakters entzückt. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass Marie sich aus Kunst, Literatur und Musik nicht viel machte. In der Oper und im Theater schaute sie anstatt auf die Bühne lieber in die Ränge, und bei den kulturellen Teeabenden, die ihrem Gatten so wichtig waren, blätterte sie gerne in Photoalben oder unterhielt sich mit ihrer Nachbarin. Maries »Kulturlosigkeit« erlebte der junge Ludwig als Provokation. Er sah sich von ihr nicht verstanden und geradezu verhöhnt, wie eine Zeitzeugin beobachten konnte: »Wie ein Stich ging es dem jungen, stolzen Wittelsbacher durch's Herz, wenn er in der Familie wegen seiner ›Überspanntheit‹ ausgelacht wurde, ein nüchternes Wort seiner Mutter, das in seine Exstase fiel, verdroß ihn bis ins Mark.«²²

Marie wollte ihren Sohn durch ihr Verhalten sicherlich nicht kränken, doch Ludwig erblickte darin Demütigungen, die er ihr auch in späteren Jahren nicht verzeihen konnte. Die Mutter avancierte in seinen Augen mehr und mehr zum Gegenentwurf des eigenen Ichs. »Bei ihr ist alles verkehrt«, erklärte er im August 1866 seiner damaligen Verlobten Sophie. »Was schön ist, ist es in ihren Augen nicht, was geistreich ist, ist bei ihr fast das Gegenteil. Wundervolle Haltung wird bei ihr zur Geziertheit, Edelmuth u. Hochherzigkeit wird interessirtes Spiel des Egoismus genannt.«²³ Als Sophie sich um ein gutes Verhältnis zu ihrer zukünftigen Schwiegermutter sorgte, gab Ludwig kurzerhand Entwarnung: »Was meine Mutter betrifft, so brauchst Du sie nicht zu fürchten, sie hat keine Gnade zu spenden u. kann keine Ungnade fühlen lassen, sie kann höchstens nutzlos murren.«²⁴ So verwundert es kaum, dass Ludwig seiner Mutter am liebsten aus dem Weg ging. War das nicht möglich, kam es zu neuen Frustratio-

nen: »Leider wird mir jetzt der Aufenthalt durch die Mutter, die mich durch ihre Liebe fortgesetzt grausam peinigt, gründlich verdorben, von Ruhe keine Rede, auch jeder Schimmer von Poesie flieht dahin in ihrer prosaischen Nähe.«²⁵ Mit Marie hatte Ludwig in seiner Wahrnehmung im Grunde nichts gemein. Sie sei lediglich »die Mutter meines Bruders u. Wittwe meines Vaters«,²⁶ schrieb er einmal, als er schon König und sein Vater bereits gestorben war, und fühlte sich mit ihr offensichtlich gar nicht verwandt.

Ludwigs Überzeugung, in der eigenen Familie fremd zu sein, steigerte sich im Laufe der Jahre zu einer tiefen Abneigung, die nicht selten in echten Hass umschlug. Für Anwesende war es ausgesprochen peinlich, miterleben zu müssen, wie der Sohn über die eigene Mutter herzog: Dummheit, Borniertheit, Ganshaftigkeit (!) und Geistlosigkeit waren gängige und vergleichsweise harmlose Beleidigungen. Schlimm und geradezu beklemmend wurde es, wenn Ludwig von seinen Phantasien berichtete: »Verschiedene Male erzählten Seine Majestät Träume, in denen Allerhöchstdieselben Ihre Majestät die Königin mißhandelt, über eine steile Treppe hinabgeschleudert, ihr die Brüste herausgerissen hätten.«²⁷

WOHER STAMMEN DIESE GEWALTPHANTASIEN? Was ging in Ludwig vor? Waren diese Ausbrüche Ausdruck einer psychischen Störung? Darf man einen Menschen, der seit über 120 Jahren tot ist und über den nur wenige gesicherte medizinische Erkenntnisse vorliegen, als geisteskrank abstempeln? Und überhaupt: Was heißt schon »krank« oder »gesund«? Was wird durch derartige Etikettierungen gewonnen? Der berühmte österreichische Schriftsteller und Wortakrobat Karl Kraus würde antworten: nichts! »Ein guter Psycholog ist imstande, dich ohneweiters in seine Lage zu versetzen«,²⁸ lautete einer seiner bitterbösen Aphorismen. Kraus sah in dem Analysieren der menschlichen Psyche ein sinnloses Stöbern in der Vergangenheit, da man aus der Rückschau doch nur sich selbst erfüllende Prophezeiungen vorfinden würde. Frei nach Karl Kraus heißt das auf Ludwig II. bezogen: Mit dem Wissen um sein späteres Schicksal erscheinen die Kindheit und Jugend des Wittelsbachers zwangsläufig in einem gel-

len Licht, das jedoch mehr blendet als ausleuchtet. Dieser Einwand ist nicht von der Hand zu weisen – und doch würde ich es mir als Biograph zu einfach machen, bezöge ich in der Frage nach Ludwigs geistiger Gesundheit nicht Stellung.

Ich bin weit davon entfernt, Ludwig mit dem Etikett »krank« denunzieren zu wollen. Gleichwohl bietet uns die moderne Psychologie gute Möglichkeiten, bestimmte Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften Ludwigs auf Begriffe zu bringen, sie gewissermaßen begreifbar zu machen. Der Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer weist bei der Beurteilung Ludwigs auf die Bedeutung intakter Mutter-Kind-Beziehungen hin. Das Fehlen der leiblichen Mutter, der plötzliche Verlust der Amme als Mutterersatz und das abrupte Abstillen gingen demnach an Ludwig nicht spurlos vorüber: »Die Bindungsscheu und gleichzeitige Bindungssehnsucht, die Angst Ludwigs vor dauerhaften Beziehungen zu Menschen, die ihm ebenbürtig waren, wurzelt wahrscheinlich in diesem frühen Verlust.«²⁹ Schmidbauer vermutet, dass bei Ludwig eine »narzisstische Persönlichkeitsstörung« vorlag. In der Tat zeigte Ludwig viele Merkmale einer narzisstischen Persönlichkeit: die übersteigerte Selbstbezogenheit, die Unfähigkeit zu echten zwischenmenschlichen Beziehungen, das Schwanken zwischen emotionaler Kälte und übertriebener Schwärmerei bei gleichzeitigem Mangel an Empathie, die Flucht in Traum- und Phantasiewelten sowie eine ausgeprägte Kränkbarkeit. Allerdings fällt auch ein wichtiger Unterschied auf: Ist der narzisstische Mensch dank seines ausgeprägten Selbstbewusstseins meistens problemlos in der Lage, Kontakte herzustellen, war Ludwig menschen- und ängstlich und zog sich im Laufe der Zeit immer tiefer in die Isolation zurück.

Der Münchner Psychiatrieprofessor Hans Förstl verfolgt bei der Beurteilung Ludwigs einen anderen Ansatz. Er glaubt, bei Ludwig II. eine sogenannte schizotypen Störung nachweisen zu können.³⁰ Menschen mit einer schizotypen Störung haben Schwierigkeiten im Umgang mit anderen. Sie wirken distanziert und abweisend und finden nicht das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz. »Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt« ist ein geflügeltes Wort, das hier gut passt. Die schizotype Persönlichkeit ist oft misstrauisch und neigt

zum Grübeln, zeigt sich dann aber wieder flammend begeistert. Ihr Auftreten ist nicht selten unkonventionell und exzentrisch. Das alles trifft – wie wir im weiteren Verlauf sehen werden – auf Ludwig II. zu.

Die schizotype Persönlichkeitsstörung ist noch relativ wenig erforscht. Man geht davon aus, dass eine frühkindliche Traumatisierung bei ihrer Entwicklung eine wichtige Rolle spielt. Der Tod der Amme und Ludwigs schlechtes Verhältnis zu seinen Eltern scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Darüber hinaus spricht einiges für eine genetische Disposition, denn die schizotype Störung findet man gehäuft in Familien mit Schizophrenieerkrankungen. Ludwigs Bruder Otto litt eindeutig an dieser Krankheit. Gleichsetzen darf man beide Leiden allerdings nicht, denn die schizotype Persönlichkeit ist im Gegensatz zum Schizophrenen durchaus in der Lage, die eigene Existenz und das eigene Handeln kritisch zu reflektieren.

War der junge Ludwig also krank? Sicher war er eher schrullig und exzentrisch als verrückt. Das schien ihm wohl auch selbst bewusst gewesen zu sein, wenn er sich Jahre später in einem Gespräch mit dem amerikanischen Schriftsteller Lew Vanderpoole als »überempfindlich« charakterisierte: »Es wird oft hämisch angedeutet oder sogar offen erklärt, ich sei ein Narr. Vielleicht bin ich es, aber ich zweifle daran. Verrücktheit neigt eher dazu, sich vor sich selbst zu verstecken. Ein wirklich Verrückter ist in der Regel die einzige Person, die ihre Verrücktheit nicht erkennt. Es wäre natürlich möglich, daß ich zu keiner Erkenntnis meiner selbst gelangen könnte, außer in einem exaltierten Zustand. Ich glaube aber, daß ich mich ganz ruhig und vernünftig betrachten kann – selbst diese Behauptung könnte freilich als Zeichen meiner Narrheit ausgelegt werden. Und doch zweifle ich daran, ob eine wirklich verrückte Person sich so beobachten und prüfen könnte, wie ich es tue. Ich bin einfach anders gestimmt als die Mehrheit meiner Mitmenschen.«³¹

Königliches Leben

ZUM HOFSTAAT KÖNIG MAXIMILIANS II. gehörten gut ein Dutzend Schlösser und Wohnsitze. Neben der Münchner Residenz und dem Schloss Nymphenburg standen der königlichen Familie das Schloss Berg am Würmsee, wie der Starnberger See damals noch hieß, das Schloss und die Königliche Villa in Berchtesgaden sowie diverse Anwesen etwa in Ansbach, Bayreuth, Bamberg und Würzburg zur Verfügung. Das Wittelsbacher Palais in der Münchner Innenstadt, das König Ludwig I. für seinen Sohn Max hatte errichten lassen, wurde vom Bauherrn nach dessen Abdankung selbst als Altersruhesitz genutzt. Hinzu kamen noch mehrere Berghütten im Gebiet zwischen den Gemeinden Füssen im Ostallgäu und Lenggries im Tölzer Land.

Verbrachten Max, Marie, Ludwig und Otto die Wintermonate meistens in der Hauptstadt, zogen sie sich im Sommer mit Vorliebe ins Grüne zurück. Das bevorzugte Urlaubsrefugium war zweifellos Schloss Hohenschwangau bei Füssen. Kronprinz Max hatte die Ruine »Schwanstein« bei einer Wanderung entdeckt, 1832 erworben und in den folgenden Jahren im damals populären neogotischen Stil wieder aufbauen lassen.³² Mit dem blauen Alpsee zu Füßen und den steil ansteigenden Ammergauer Alpen als Kulisse ist die Lage auch heute noch atemberaubend. Hier verlebte Ludwig große Teile seiner Jugend.

Der Architektur- und Theaternaler Domenico Quaglio, von dem die Entwürfe für den Wiederaufbau des Schlosses stammten, schuf keinen pompösen Repräsentationsbau, sondern ein vergleichsweise gemütliches Wohnschloss. Die eher kleinen Räume mit ihren niedrigen Decken verströmen eine private und behagliche Atmosphäre und sind bestimmten historischen Epochen und Personenkreisen gewidmet. Vierzehn Räume des Schlosses hat Domenico Quaglio mit insgesamt 107 Wandgemälden versehen lassen.³³ Wenn sich die königliche Familie etwa im »Schwanenrittersaal« zu den Mahlzeiten traf, konnte Ludwig auf vier großen Gemälden die Geschichte von jenem geheimnisvollen Edelmann bestaunen, der in einem von einem Schwan gezogenen Boot der Herzogin von Bouillon und ihrer Toch-